

Passion in Bern : ein Täuferroman [Fortsetzung]

Autor(en): **Laedrach, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **29 (1939)**

Heft 5

PDF erstellt am: **22.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-635626>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.



Passion in Bern

Ein Täuferroman

von

Walter Laedrach



Copyright 1938, Eugen Rentsch-Verlag, Erlenbach

3

Wir wurden in die Gegend von Sumiswald geführt. Es ist Sonnabend zu Anfang Oktober. Von seinem Gehöft auf der Schaufelbühlegg sieht Hans Flückiger einen Uniformierten bergauf steigen. Seine Frau, Anna, gehört der versetzten Täufergemeinde an; sie fürchtet Verfolgung und verbirgt sich in einem geheimen Gemach. Der Fremde ist jedoch kein „Täuferjäger“: Peter Hertig ist es, der aus dem Krieg zurückkehrt. — Beim Abendessen hebt dann zwischen den Gatten ein stummer Kampf an: Soll sie, dem Familienwohl zuliebe, zur rechtmäßigen Kirche zurückkehren? Soll er sich, um den Graben im Familienleben zu überbrücken, in die Täufergemeinde aufnehmen lassen? Es fällt keine Entscheidung, und am folgenden Morgen geht er, wie immer, allein zur Kirche. Anna spricht sich derweil mit ihren Kindern aus. — Unterdessen wurde Peter Hertig durch seine Brudersfrau aus dem väterlichen Hause vertrieben; er findet im „Kleegarten“ Aufnahme und hilft dort bei der Arbeit mit. Bei einem Abendgig kommt er auf seine Soldatenehre in Frankreich zu sprechen. Hieronymus von Erlach war sein Leutnant; um eine Französin heiraten zu können soll, er katholisch geworden sein. Wie seinen Glauben, ließ er aber nach Jahresfrist auch seine Frau im Stiche.

Es war in der Nähe von Perpignan; wir waren den Winter über auf einem großen Gutshofe einquartiert. Eines Abends, als ich Wein holte in einer kleinen Schenke und allein durch ein enges Gäßchen schritt, hohe Mauern rechts und links, da steht mir der Vater der Frau von Erlach plötzlich gegenüber. Er schaut mich an, und plötzlich erkennt er mich; ich sehe noch, wie der Zorn über sein rotes Gesicht lief. „Ah, voilà bougre“, schrie er, „da ist ja einer, der mit dem sauberen Hauptmann meine Tochter besucht hat.“ Und dann begann er zu schimpfen, daß mir grauste. Verstanden habe ich kein Wort; ich kann nicht gut französisch, und wenn es so rasch geht, dann komme ich gar nicht mehr nach, und es nützte mir nichts, daß ich sagte, ich könne doch nichts dafür, daß der Hauptmann . . .“

Peter Hertig schwieg, aber sein Gesicht verzerrte sich, man sah, wie ihm eine grauenvolle Erinnerung aufstieg. Unwillkürlich hob er die Linke höher, schützend vor seinen Kopf mit der Narbe.

„Er wird dich doch nicht geschlagen haben?“

„Er nicht, aber seine Knechte, die bei ihm waren. Einer schlug mit einer Hacke, daß ich nichts mehr sah, und dann fielen die andern über mich her. Als ich erwachte, lag ich im Lazarett, Kameraden hatten mich gefunden und dorthin gebracht. Kopf und Bein und Rücken waren zerschlagen, und ich spuckte einen ganzen Winter lang Blut; auch das Bein wollte und wollte nicht bessern, und als ich endlich aufstehen konnte, war ich lahm.“

Nicht, daß es mit der Zeit nicht noch besser werden könne, hat mir der Feldscherer gesagt; aber mit dem Militärdienst ist's aus.“

„Und mit dem lahmen Bein bist du den weiten Weg zurück marschiert?“

„Bewahre, nein! Bloß von Solothurn bis hierher. Ich konnte mit der Wagenwache dorthin fahren.“

Der Ambassador in Solothurn bekam eine Weinfuhr, und ein paar Soldaten mußten mit, damit die Fuhrleute nicht leere Fässer brächten.“

„Da werden die Fuhrleute mit den Wächtern eine schöne Mühe gehabt haben. Ist keines angestochen worden?“

„O nein, es gab sonst zu trinken genug, und die Reise nach Solothurn war die schönste Zeit meines Lebens!“

Mittlerweile war es spät geworden, ein Schneetreiben wirbelte ums Haus, die Tannen im Walde ächzten, wenn ein Windstoß kam; sogar das Dellämpchen auf dem Tische flackerte.

„Oder wenn man so recht sagen will“, fing Peter wieder an, „die schönste Zeit meines Lebens, bevor ich in den Kleegarten kam. Ich glaube, hier gehe es mir so gut, daß sogar das Bein schon viel weniger lahm ist als vor ein paar Wochen“, und dabei warf er einen Blick auf Breneli, die aufgestanden war, um die geschälten Äpfel in einen Korb zu schütten, die Schalen in einen andern, der morgen den Schafen in die Krippe geschüttet wurde.

„Ja“, seufzte er, „hier wäre ein schöneres Bleiben als in Frankreich oder bei meines Bruders Her.“

„Berrede dich nicht“, mahnte Frau Anna, „es wird auch nicht nur Böses an der Lufe sein.“

„Es kann sein“, gab er zu, „nur habe ich das andere bis jetzt noch nicht gefunden. Wenn ich bis zum Frühling hier bleiben kann, so sehe ich es vielleicht noch; aber vergessen will ich euch nie, was ihr an mir getan habt.“

„Bis zu den Haustagen wird schon Platz für dich sein“, bestätigte Hans Flückiger, „und bis dahin wird sich schon eine offene Türe für dich finden. Wenn dein Bein so weiterheilt, so wird es dich auch an einer schwereren Arbeit nicht mehr hindern.“

Damit stand der Bauer auf und zündete noch mit der Laterne in den Stall, von Peter beauftragt.

Ihre Schuhe formten schwarze Tritte in den weißen Schnee, und ruhm und unaufhörlich rieselte neuer herunter.

Am Stall mahnten die friedlichen Kühe und häßten die vollgefressenen Schafe; dann schlossen sie die Türe wieder und wollten zu Bett.

Nekt trat in ihrem blassen Paternenschein aus dem Masche hinter dem Haus eine lanee Gestalt. Wer mochte im Schneesturm dieser Nachstunde noch unterwegs sein?

Die Gestalt trat aber näher, haarer und härter, am Stange ein Säckelein über der Achsel traagend, und jetzt erkannte der Bauer den Täuferlehrer Redi, der ankommend näher trat und an den warmen Herd geführt wurde. Er brachte Grüße von Tauf-

gesinnten aus nah und fern, trank eine Schale Milch und betete mit allen.

Darauf gingen sie endlich zu Bett, der Knecht die dunkle Gadentreppe hinauf, Breneli in sein Stübchen, der Lehrer in das geheime Versteck, der Bauer und Frau Anna in die Hinterstube.

Unablässig aber tobte um das einsame Haus im Kleegarten der schauerliche Schneesturm.

Ruhig rückte der Winter vor, ohne Ereignisse. Der Heustock wurde nach und nach kleiner, der Scheiterhaufen vor dem Hause auch; dafür nahm der neue Holzhaufen am Waldrand größeren Umfang an, für den nächsten Winter wurde hier schon vorgesorgt. Ein Kälbchen rückte eines Tages an, und bald darauf erschienen zwei Lämmlein; die Buben waren nachher fast nicht mehr aus dem Stall herauszubringen.

Frau Anna ging hie und da in die Versammlungen ihrer Gemeinde, bald hierhin, bald dorthin auf einen abgelegenen und einsamen Hof; um kein Aufsehen zu machen, nicht immer an den gleichen Ort.

Gegen den Frühling kam Bericht von neuen Hugenottenverfolgungen in Frankreich, und daß die Regierung von Bern an den König in Versailles geschrieben habe, er möchte doch einige unglückliche Protestanten von den Galeeren befreien.

Die Prädikanten gedachten der armen Kettensträflinge im Gebet nach der Predigt.

Peter Hertig und Hans Flückiger schauten einander an, als sie in der Kirchenbank dies hörten. Keiner sagte nachher ein Wort; aber ihre Gedanken darüber hatten sie sich doch gemacht.

Dann kam der Frühling auf die Egg im Emmental, der dem stillen Leben im Kleegarten ein Ende setzte.

Der Benner Willading und der Oberst von Ersach treten auf, und ein Verfolgter flüchtet aus der bösen Welt.

Der Pächter des Wilhofes über dem Moossee trieb mit schwerem Stock eine gemästete Kuh über die Untertorbrücke in Bern, während sein Knecht neben ihm einen schweren Tragkorb schleppte. Das Tier lief mit müdem Schritt das holperige Pflaster des Staldens hinauf, der dreistündige Weg durch den Märgenstaub hatte es ermüdet.

An der Gerechtigkeitsgasse tauschten die beiden Männer ihre Rolle, der Pächter nahm den Korb, der Knecht den Stock.

„Du findest den Metzger Balmer, drei Häuser neben dem „Schlüssel“; jetzt gehst du bis zur Kreuzgasse, dann rechts, dann links die Metzgergasse hinauf, es ist nicht mehr weit. Wenn du den Blösch abgegeben hast, so wartest mir im „Schlüssel“, hast du verstanden?“ Der Knecht nickte, trieb die Kuh wieder an und verschwand mit ihr um die Ecke.

Der Meister schaute sich um, wo der Ausgang sei, dessen Glocke er ziehen wollte.

Ja, da war das Haus des Benners Willading, seines Lehensherrn, dem er den Rest des Pachtzinses und den Korb mit den Ostereiern bringen wollte.

Er trat in den geräumigen, aber dunklen Ausgang und putzte zuerst umständlich die Schuhe, dann die Nase, und dann fing er an, den Staub von den Strümpfen zu wischen, schließlich wuschte er noch den Schweiß von der Stirne und trocknete sorgfältig die Hand, bevor er den Klingelzug ergriff.

Auf sein Läuten erschien die Köchin, eine feste Jungfer gegen die Bierzig, der man von weitem ansah, daß sie hier regierte und wußte, sie kochte für den Benner Willading, der etwas zu befehlen habe in der Stadt Bern. „Aber was wäre der“, dachte sie, „wenn ich nicht für ihn sorgte; niemals würde er die Strapazen alle aushalten, die er täglich durchmachen muß. Wenn aber einer meine Kost hat, so kann er auch etwas leisten.“

„Aha“, sagte sie, „der Lehenmann ist da! Es ist gut, kommen die Eier, ich wußte schon bald nicht mehr, was ich anfangen sollte, ich mußte schon ein paar Duzend auf dem Markte kaufen; aber das sollte doch wahrhaftig nicht vorkommen, wenn man selber einen solchen Hof hat!“

Damit nahm sie ihm den Korb ab und hieß ihn ins Office treten, einen Raum, in dem sich Diensten und Lieferanten des vornehmen Hauses aufhielten, und schenkte ihm ein Glas Wein ein.

„Wartet hier einen Augenblick, der Herr ist daheim, ich will fragen lassen, ob Ihr eintreten könntet, Ihr wollt doch zu ihm selber?“

„Ist sollte“, sagte der Pächter, „aber wenn er nicht da ist, so kann ich schon warten oder später wieder vorbeikommen.“

„Nein, nein, er hat heute Zeit, er ist früh heimgekommen und geht nicht mehr fort vor dem Mittagessen.“

Damit ließ sie den Bauern allein, der nun das Glas ergriff und in wenigen Zügen leerte, der weite Weg hatte ihn durstig gemacht. Vorsichtig stellte er das Glas ab und schaute sich im Raume um, den er seit Jahren kannte, und in dem er doch nie recht heimisch war. Zum hundertsten Male griff er nun nach der Schweinsblase im Kittelsack, um sich zu vergewissern, ob das Geld noch da sei. Nachdem er sich davon überzeugt hatte, daß noch alles in Ordnung war, schaute er sich wieder im Zimmer um.

Hier standen die messingenen Befuchslaternen, mit denen der Diener nachts der Herrschaft auf der Straße leuchtete; hier hing ein Stich von der Stadt Bern, der den Weg hierher gefunden, weil er für ein besseres Zimmer ein wenig veraltet war.

Unterdessen war der Hausdiener von der Köchin beauftragt worden, den Pächter zu melden.

Er solle kommen, hieß es.

Nun öffnete sich die Türe des Wartzimmers, und der Diener schritt dem Bauern voran, die Treppe hinauf, und öffnete ihm das Cabinet des hohen Herrn, der aufrecht vor seinem Schreibtisch saß und sein volles, rotes, trotz der sechzig Jahre von Gesundheit leuchtendes Gesicht dem Eintretenden zulehrte, der ein Herzklopfen nicht unterdrücken konnte.

Der Mann, der im Bruntzimmer nebenan die fremden Gesandten aller europäischen Höfe empfing, mit fremden Generalen Besprechungen abhielt und mit Geldleuten von Amsterdam und London Geschäfte machte, fand Zeit, hier seinen Pächter zu empfangen und sich um alle Kleinigkeiten seines Gutsbetriebes zu bekümmern.

„Gut, daß Ihr kommt“, grüßte er, während Kräuchi etwas unbeholfen einen Kratzfuß unter der Türe machte.

„Habt Ihr die letzte Quittung bei Euch?“

Kräuchi zog sie wortlos aus dem Busen und zählte das Geld in Bierzigbäglern auf den Schreibtisch.

„Ist alles gesund im Stall?“, fragte der Benner, nachdem er das Geld nachgezählt und die Quittung geschrieben hatte.

„Ja, ich danke vielmals, gnädiger Herr.“

„Schön, und ist das Wintergetreide gut durchgekommen?“

„Es könnte besser sein; aber ich muß nur an einem einzigen Ort etwas nachsäen, wo der Schnee zu früh wegschmolz und die Saat dann zulange unter der Wisse lag.“

„Schön, und jetzt noch etwas. Sobald es überall austaut und ein wenig getrocknet hat, wird die Brunnenleitung aufgetan; das ganze untere Stück muß neu gelegt werden, ich will den Aerger nicht noch einmal haben, daß ich mit meinem Gegenschwäher, dem Herrn von Ersach, auf den Wilhof komme und dort kein Wasser im Brunnen finde, wohl aber, daß es dafür auf allen Gartenwegen aus dem Boden herausläuft!“

Macht Euch sofort dahinter, auf Ostern soll alles fertig sein. Wenn das schöne Wetter so zufährt, so kommen meine Leute dies Jahr früh hinaus; es tut den Kindern gut, wenn sie aus der Stadtluft hinaus kommen. Ihr habt doch Knechte genug?“

„Eben nicht, gnädiger Herr“, jammerte der Pächter, „eben nicht! Den ganzen Winter hindurch war schon einer zu wenig, und jetzt, wo die Arbeit überall anfängt, weiß ich fast nicht, wo die Leute hernehmen!“

Die jungen Burschen sind alle fort; seit dem ewigen Kriegslärm nehmen alle Handgeld von den Holländern oder von den Preußen oder vom Kaiser. Sogar die Jungfern sind kaum zu

bekommen; es sieht fast aus, als ob auch diese in den Krieg liefen!"

"Ja", sagte der Benner, "ich weiß, aber daß es so schlimm wäre, hätte ich nicht geglaubt, man sieht doch noch ganze Reihen von jungem Volk auf den Märkten herumstehen!"

"Ja, aber nicht solches, das ich anstellen möchte!"

"Gut, so versuchen wir es jetzt anderswo. Ist mein schwarzes Roß immer noch ein Schläger, oder hat es sich gebessert?"

"Es ist ihm noch wenig oder nichts zu trauen."

"So geht nächste Woche mit ihm auf den Markt, ein wenig weit fort von hier, denn in Bern oder in Burgdorf kennt es jedermann. Geht nach Marberg oder nach Sumiswald, am liebsten nach Sumiswald, das ist ein wenig weiter vom Geschütz, und die Unfläte von Emmentalern werden mit dem Gaul schon fertig; an ihren Högern kann er den Uebermut hinausschwizen."

Dann schauet auf dem Markt auch gleich für einen Knecht; tief im Emmental gibt es am ersten noch Burschen, die noch keinem Werber in die Hände gelaufen sind; aber bringet keinen Leuenbergischen und keinen Wiedertäufer, diese Rasse paßt mir nicht auf den Wilhof!"

"Was soll das Roß gelten?"

"Das wißt Ihr besser als ich, das wird man Euch nicht sagen müssen, einem solchen alten Roßkennner, wie Ihr seid!"

Aber jetzt lebt wohl, die Köchin soll Euch noch ein Glas aufstellen und Räs und Brot, und dann macht Bericht, wie es mit dem Roßhandel gegangen ist."

Der Pächter Kräuchi stand wieder draußen, einesteils erleichtert, dagegen war er nicht sonderlich erfreut über die Brunnenarbeit, jetzt wo man alle Hände voll zu tun hatte. Doch, was wollte man? Der Herr war im ganzen nicht ungerecht und würde die Arbeit schon am Lehenszins anrechnen; auch der Rat mit Sumiswald war so übel nicht, man konnte es einmal versuchen.

Der Benner Willading aber las jetzt einen Brief eines Bankiers von London, der englische Staatsobligationen anbot, und dann nahm er den unbeholfen geschriebenen Bericht des Freiwelbels von Konolfingen über die nicht endenwollende Viehseuche.

Unterdessen hatte der Knecht die Kuh abgegeben und sein Trinkgeld erhalten und wartete im „Schlüssel“ auf den Meister.

Der Wirt in roter Weste und weißem Schurz grüßte freundlich, als der Pächter bei ihm eintrat.

"Ja", lächelte er, "es wird nicht mehr lange gehen, so wird man den Hut tief vor Euch ziehen müssen!"

"Warum denn?" fragte der Bauer, "ich habe nichts gehört, daß unsereiner in die Regierung komme oder auch nur Freiwelbel werde. Ich bin froh, mich stille zu halten und habe noch genug von dem, was mir mein Großvater vom Bauernkrieg erzählt hat!"

"Dummes Zeug, davon redet kein Mensch; aber wenn Euer Herr Schultheiß wird, dann seid Ihr des Schultheißens Pächter, der vornehmste im ganzen Bernbiet."

Kräuchi errötete leicht. "Das würde etwa nicht viel ändern, höchstens, daß der Zins aufschlüge; aber ist es schon soweit? Er hat vorhin nichts dergleichen getan."

"D, der tut nichts dergleichen; aber der alte Schultheiß Sinner ist über siebenzig, und es geht hinten herab mit ihm, gestern hat der Dekan im Münster für ihn gebetet. Wer aber wird Nachfolger, wenn nicht Euer Herr, der Willading?"

Es pußen zwar noch andere die Schuhe, der Herr Alexander von Wattenwyl würde auch nicht ungern auf den goldenen Stuhl sitzen; aber ich glaube, der Willading möge obenauf!"

"Meint Ihr", sagte jetzt Kräuchi abwesend, denn er überdachte angestrengt, was das für Folgen haben würde und versprach sich wenig Gutes, denn dann konnte es auf dem Wilhof noch unruhiger werden, als es jetzt schon hier und da war.

"Ihr werdet etwas zu Mittag wollen", sagte der Wirt, "es ist gleich bereit, die Köchin ist am Anrichten, und wir wollen heute noch mit gutem Appetit essen; wenn aber Euer Herr

Schultheiß wird, dann weiß ich nicht, wie's werden soll, wahrscheinlich ungemütlich, denn dann gibt's Krieg!"

"Krieg?" rief der Pächter erschrocken, "Krieg? mit wem?"

"Das ist beim Eid dumm gefragt; mit wem Ihr wollt, mit allen; aber wohl zuerst mit den lieben Miteidgenossen, den Katholiken. Die mag er nicht leiden, und wenn man ihn sieht, wie er durch die Kreuzgasse herüber kommt, so begreift man, daß sich dieser Mann von den kronenhungerigen Innerschweizern nichts mehr befehlen lassen mag."

Ich hätte dabei sein mögen, wie er vor ein paar Tagen im „Falken“ den Schwyzer Ratsherrn Schorno abgepußt hat; der wußte gar nichts mehr zu sagen und stand da, wie einer, der in ein Mäuseloch schlüpfen möchte und keines findet.

Der Falkenwirt hat es mir selber gesagt, da wisse man, was bald komme!

Aber auch die Wiedertäufer werden etwas erleben. Das Gefindel vermehrt sich scheint's hinter Sumiswald und hinter Langnau, daß einem ehrlichen Christenmenschen davor graust. Wenn man meint, es habe keine mehr, sie seien alle ins Elsaß hinab gejagt, so kommen immer neue hervor.

Aber glaubt mir's, mich würde nicht wundern, wenn er sie wieder köpfen würde, wie man es vor mehr als hundert Jahren mit dem Haslebacher gemacht hat."

"Hört auf", sagte Kräuchi, "Ihr seid ein guter Wirt, der den Gästen vor dem Essen den Appetit nimmt, so braucht es um die Hälfte weniger."

"So ist es nicht gemeint", lachte der Schlüsselwirt, "und Ihr habt am wenigsten zu fürchten, seid weder katholisch, noch tragt Ihr einen Täuferbart; und wenn der Krieg nicht gerade hier durchgeht, so gewinnt der Bauer am meisten. Die Preise ziehen ja schon jetzt überall an, obchon es erst weit unten in Holland fracht und am Rhein."

"Ich mag nichts davon hören, mir ist es lieber, wenn es still bleibt, denn wenn es schon in Friedenszeiten nicht gemütlich um den Benner Willading herum ist, wie wird es erst im Krieg sein!"

Und daß ich daran hänge, Lehensmann eines Schultheißens zu sein, das behaupte ich auch nicht!"

Am Nachmittag besorgte der unruhig gewordene Pächter Kräuchi noch einige Einkäufe in der Spezereihandlung des Herrn Ritter an der Kramgasse und ging dann nachdenklich heim.

Der Tag war kühl geworden, es war angenehm zu marschieren. Die Ulmen in der Papiermühleallee fingen zu treiben an, die Schneeglöcklein blühten im Worblental, und bei Worblausen stolzierten die Störche.

Der Pächter dachte an das Gespräch mit dem Wirt.

Wäre es möglich, daß es Krieg gäbe? daß sein Herr Krieg und Frieden in der Hand hätte?

Bis jetzt hatte er den Krieg nur als Strafe Gottes gekannt, die über die sündige Menschheit gesandt wird, und den Frieden als Belohnung und Gnadengeschenk für gottwohlgefällige Untertanen. War dies alles am Ende gar nicht so einfach? Wäre es möglich, daß ein Mensch, ein König oder ein Fürst, und war ein Schultheiß von Bern nicht mächtiger als mancher Fürst, Krieg und Frieden nach Gutdünken in einem Lande herrschen lassen konnte?

Dann war es gut, mit diesem Gewaltigen auf gutem Fuße zu stehen, und das Zeichen des Zutrauens, das schlagende Pferd des Benners zu verkaufen, freute und beängstigte ihn zugleich.

Der Wirt hat doch Recht, dachte er, es gibt wohl Krieg, und der Herr will das Tier noch vorher verkaufen, daß er ein gutes Roß im Stall hat, wenn's losgeht.

Wenige Tage später verkaufte er das schwarze Pferd des Benners an den Boten von Sumiswald, der alle Tage nach Burgdorf fuhr und erklärte, in seinem Dienst sei noch jedes Tier vernünftig und zahm geworden, er lade ihm nur alle Tage genug auf.

Auch einen Burschen dingte er, der einverstanden war, Erdarbeiten zu verrichten.

„Aber daß du mir vom Prädikanten einen Schein mitbringst, du siehst kein Wiedertäufer“, schärfte er ihm noch ein. „Sonst will ich dich nicht.“

„Hier hast du zwanzig Bagen Handgeld, oder darfst es etwa nicht nehmen?“

„Doch“, sagte Peter Hertig, „aber das wird eine neue Mode sein, es dünkt mich, ohne den Schein wäre ich gleichviel wert für die Arbeit, und den Pfarrer beehrte ich nicht zu überlaufen.“

„Entweder oder“, erklärte Kräuchi, „entweder den Schein, oder du kannst hier bleiben.“

„So gib das Geld“, sagte Peter, „am nächsten Freitag trete ich an. Zum Pfarrer kannst gleich mitkommen und den Schein holen.“

„Nein, das besorge du nur selber, also am Freitag.“

Der Pfarrer von Sumiswald nahm aus seinem Schreibtisch ein vorgedrucktes Formular und füllte es aus, bezeugend, daß Peter Hertig die Kirche und das Abendmahl besuche und einem zu ehrenden Meister wohl zu empfehlen sei.

„Ich bin froh, Peter“, sagte er zu ihm, „daß du aus dem Kleegarten fortkommst, denn wenn du auch bis jetzt von der Kirche nicht abgefallen bist, so weiß doch niemand, was noch geschehen könnte. Die Frau dort oben, die verstorbt neben ihrem Manne an der Irrlehre festhält, schon durch so viele Jahre, macht mir Gedanken. Es kommt nicht gut mit ihr, und mit ihrem Manne, der ihr alles nachläßt, auch nicht.“

Wir leben in einer unsicheren Zeit, und die Regierung kann nicht länger zusehen, daß Leute, auf die kein Verlaß ist, in unserem Lande wohnen; über kurz oder lang wird etwas geschehen. Umso mehr freut mich, daß du eine so schöne Stelle bekommst. Auf dem Gutshof des Benner Willading bist du aus der Gefahr heraus, und ich wünsche dir Glück zu deinem neuen Platz.“

Die Schlüsselblümchen blühten am Rain vor dem Wald, die Stare liefen über die feuchten Matten, und vom letzten Schneestreifen auf der Egg lief ein kleines Bächlein in den Graben hinunter.

Breneli saß auf der Speicherlaube und strickte an einem Strumpf, als Peter das Weglein heraufschritt und von weitem grüßte.

„Hast einen Platz?“ fragte sie hastig.

„Ja“, nickte er.

„Freust dich?“

„Ich weiß nicht, ob ich mich freuen soll. Ja, ich bekomme wieder eine gehörige Arbeit, und nein, Breneli; fort, ohne dich!“

Denkst du dann auch einmal an mich, wenn ich fort bin?“ Breneli nickte, die Tränen füllten ihre Augen. „Kommst weit fort?“

„Weit genug, sechs oder sieben Stunden mögen es wohl sein. Ich komme auf den Wilhof am Moossee, draußen im ebenen Land. Ich werde Brunnenleitungen graben und im Garten helfen, es sei dort viel zu tun.“

Wenn ich nun doch ein halber Gärtner werden soll, so mußt du auch ein Zeichen davon haben. Dort unten am Wald sah ich vorhin einen Strauch blühen, rosenrot und voll von Duft, schöner nützte nicht; den grabe ich jetzt aus und setze ihn dir zum Andenken in dein Gärtlein.

Wenn er wächst, so geht's mir gut, und wenn er welkt, so bete für mich, willst du das?“

Breneli nickte, da zog er sie hinter dem Speicher an sich und küßte sie auf den roten Mund.

Rasch holte er darauf die Schaufel und lief in den Wald zurück und erschien nach einer Weile mit dem Blütenwunder des Seidelbaums und grub es in die Ecke des kleinen Gärtleins. Hans Flückiger schaute ihm von der Stalltür aus zu. Dann ging er in die Küche. „Mutter, ich glaube, der Peter wolle ein Andenken in unsern Garten setzen, wenn er nur nicht zu sehr an

unser Mädchen denkt! Ich bin recht froh, wenn er jetzt fort geht; fast scheint es mir, er sehe das Breneli nicht ungern.“

„Das wird nicht sein“, jammerte die Mutter, „es ist ja noch so jung, und wo wollen sie hin, wer wird auch ans Heiraten denken in dieser unruhigen Zeit! Ja, ich bin auch froh, wenn er geht; nicht daß ich ihn nicht leiden möchte, er ist ein braver Bursche, und daß er bei den Soldaten war, sieht man ihm gar nicht an.“

Ein paar Tage später zog der Peter fort; die Buben trugen ihm sein Bündel bis dorthin, wo der Weg in den Wald hinein führte, und Breneli schaute ihm über die Melkenstöcke solange nach, bis er verschwand.

Am andern Morgen trat er die Arbeit an. Mit drei andern Knechten half er die Brunnenleitung des Wilhofes freilegen, die faulen Düffel wurden herausgerissen, der Düffelmacher und seine Gefellen legten neue hinein, und die Arbeit schritt rüstig vorwärts.

Dann galt es, den Weiher zu puzen, Kies zu holen in der Grube, die Parkwege zu bekiesen und die Randsteine neu zu setzen; es gab Arbeit in Hülle und Fülle von früh bis spät.

Wenn aber nach Feierabend ein freier Augenblick kam, trat Peter oft auf die Anhöhe über dem See und schaute über das frühlingklare Wasser gegen die fernen, waldigen Hügel, hinter denen das Emmental lag, und wenn ein Stern darüber glänzte, so dachte er oft, ob ihn Breneli wohl auch sehe und ob es an ihn denke.

Er kannte sich nicht wieder. Jahrelang war er fort gewesen im fremden Land, das Heimweh hatte er auch kennen gelernt, aber nie so stark. Wenn er bei den Kameraden war und es genug zu essen gab, so hatte er sonst keinen Wunsch. Jetzt aber fing es ihn an zu brennen, wenn er nur an die waldigen Emmentalerberge hinüber schaute.

Aber er begrub seine Sehnsucht tief im Innersten und gab seine Gefühle nicht dem Spotte der andern Diensten preis; die Arbeit ging ihm daneben leicht von statten, denn die Feldzüge in Spanien hatten ihn abgehärtet und zäh gemacht, und seine Gesundheit war nicht so untergraben wie die anderer ausgedienter Söldner. Dies alles bewirkte, daß der Meister mit ihm zufrieden war und ihn öfters beim Herrschaftsgärtner aushelfen ließ, wenn dieser eine Hilfe brauchte.

Unterdessen war der rechte Frühling eingezogen. Die Linden erhielten Laub, ihre runden Kronen wurden alle Tage dichter. Die Wiesen strahlten in der gelben Pracht des Löwenzahns, um die Rirschbäume summt das Herr der Bienen, und im Herrenhaus wurden Thür und Fenster weit aufgetan, die Betten gesonnt, die Vorhänge gespannt und die Säle wohnlich gemacht.

Der Benner Willading ritt oft von Bern her, um die Arbeiten zu überwachen; schließlich fand der Umzug statt. Der Rutscher erschien mit dem ersten Wagen voll Silbergeschirr, die Köchin von der Gerechtigkeitsgasse nahm es im Wilhof in Empfang und zählte es sorgfältig nach. Wenn sie die Aufsicht führte, konnte man ruhig sein, dann fehlte kein Stück.

In diesem Jahre wurde der Umzug besonders früh vorgenommen. Des Benner's einzige Tochter, die Frau Oberst Margarete von Erlach, geborene Willading, wollte mit den Kindern herkommen, weil sie hier ihrem Manne näher war, der unten in Rheinfelden ein kaiserliches Regiment kommandierte. Den Winter hindurch hatte der Feldzug geruht, und der Oberst war lange daheim gewesen und hatte Neujahr und Ostern daheim gefeiert; aber jetzt konnte er die Abreise nicht weiter hinaus schieben. Er wollte nur noch die Frau auf ihr väterliches Gut begleiten und dann vom Wilhof aus in die rheinischen Waldstätte reisen.

„Ich habe auch einen Herrn von Erlach gekannt“, sagte Peter Hertig eines Abends beim Essen zum Wilhofspächter, „der war mein Leutnant in Frankreich; aber das kann nicht der Tochtermann des Benner's sein. Mein Leutnant wurde katholisch und nahm eine Welsche zur Frau, er hat sich aber davon gemacht

und ich weiß nicht, wo er jetzt ist. Es nimmt mich aber doch wunder, ob der Herr Oberst meinem Leutnant gleiche!“

„Das ist schon möglich“, sagte der Bäcker, „sie gleichen alle einander; aber es gibt viele Herren von Erlach. Im Großen Rat sind ihrer sieben oder acht, in französischen Diensten sind auch ein paar, und es gibt auch einige beim Kaiser in Wien. Sie sind alle einander verwandt; aber der Herr Oberst Hieronymus von Erlach wird kaum dein Leutnant gewesen sein, denn einen solchen hätte die Margarete Willading nicht genommen, die reichste Tochter von Bern. Die konnte auslesen und wäre nicht einem Offizierlein hereingefallen, das in Frankreich seine Frau im Stiche ließ. Wie hätte sich ein solcher vor den Augen des Herrn Willading zeigen dürfen, die schauen durch und durch, kannst es selber sehen, die Herrschaft kommt am Freitag.“

„Wertwürdig“, sagte Peter, „mein Hauptmann hieß auch Hieronymus.“

Am Freitag nachmittag fuhr die herrschaftliche Kutsche vor, vierspännig, nagelneu funkeln, und aus den seidnen Polstern löste sich die anmutige Gestalt der Patrizierin und kugelten ihre schönen Kinder, der neunjährige Albert Friedrich mit Backen wie ein reifer Apfel, in einem angezogenen Kleidchen, das ihn

in einen Ratsherrn verwandelte, mit Perücke und Degen und pelzverbrämten Ärmeln, und nichts fehlte außer den richtigen Maßen; die beiden anmutigen Schwesterchen aber waren als Dämchen der Gesellschaft gekleidet in weißem Seidenstoff mit Rosenknospen übersät.

Die Dienerschaft half beim Aussteigen, und wer nicht helfen konnte, stand vor dem blumengeschmückten Eingang und begrüßte die heimkehrende Tochter des Hauses.

Einen Augenblick später ritten der Berner Willading und sein Schwiegersohn vor die Anfahrt des Herrenhauses, der Berner trotz seiner sechzig und mehr Jahre noch jugendfrisch und beweglich, jeder Zoll ein Mann. Keine Bewegung, die er tat, war geziert, aber jede zeigte den bedeutenden Ratsherren. Der Oberst von Erlach, der kaum vierzig Jahre zählte, wurde aber durch seinen Schwiegervater nicht im geringsten in den Schatten gestellt. Breit und kühn und sicher saß er zu Pferd, und jetzt sprang er ab mit einer Eleganz, daß er keinem jungen Leutnant nachstand, gab seinen Schimmel dem Burschen und half dem Schwiegervater aus dem Steigbügel; dann verschwanden auch sie im Hausflur.

Fortsetzung folgt.

Es Sämpfeli Bärse^{*)}

„Vor siebehundert und paarne Jahre
isch einisch em Herrgott e Freud widerfahre.“

Mit diesen Worten leitet Ernst Balzli den Reigen seiner heiteren Verse ein. Und wie dem Herrgott bei der Gründung der Stadt Bern eine Freude widerfuhr, so beglückt uns der Verfasser mit seinen bodenständigen, von einer echten und großen Liebe zur Heimat — der bernischen im besonderen — getragenen Gedichten. Aus jedem von ihnen, ja, man möchte fast sagen, aus jedem Vers spricht uns eine Stimme an und bringt im Innern eine Saite zum Schwingen, deren Ton uns mit einer seltsamen Freude und wahrhaften Beglückung erfüllt: Heimat.

Ernst Balzlis Gedichte bilden einen wertvollen Beitrag zur Charakterisierung unserer bernischen Eigenart. Ein Volk, das nur in einer Abwehrstellung lebt — das nicht selbst auch Kulturwerte hervorzubringen vermag —, ist dem Untergang geweiht. Diese Verse sind wertvoller als manche — noch so gut gemeinte — Abhandlung über das vielbesprochene Thema der geistigen Landesverteidigung; denn was nützt uns eine Verteidigung, wenn wir kaum wissen, wofür überhaupt gekämpft werden soll? Wir dürfen stolz sein, einen Berner in unserer Mitte zu haben, der die große Gabe besitzt, seinen Mitmenschen die mannigfachen Schönheiten und Reize seiner engern Heimat in derart ansprechender Form näherzubringen. Dadurch lernen wir sie eigentlich erst kennen; um so mehr suchen wir sie uns zu erhalten.

Scheinbar wahllos greift Balzli seine Motive, die er mit ein paar Versen bedenken will, aus dem Leben unserer Stadt heraus. Und doch steckt ein tieferer Sinn in der Auslese: er erinnert sich jener Bauwerke, Einrichtungen, Sitten und Gebräuche, die mit dem Begriff „Bärn“ unlösbar verknüpft sind, reinigt sie vom Staube der Alltäglichkeit, um uns dadurch ihre versteckten Reize zu offenbaren. Oder könnte sich ein Berner seine Vaterstadt vorstellen ohne die stolzen, altherwürdigen Gebäude des Münsters oder des Rathauses, gar ohne Lauben oder Bärengraben? Würde Bern die gleiche alte liebe Stadt bleiben, auch wenn das schmückende Denkmal eines Adrian von Bubenberg fehlen sollte? Ist die Stadt denkbar ohne den alljährlichen „Zibelemärit“? Gehört nicht der Burgerspital — äußerlich

übrigens eines der schönsten Altersheime Europas —, der „Chindlifrasserbrunne“, die Bundesterrasse, ebenfalls so gut zum Stadtbild wie die Freiheitsstatue zu New York?

Ob Ernst Balzli von den Bernern selbst spricht:

„es starchs, hertschöpfigs und gwirbigs Gschläch,
chli langsam, aber dernäbe rächt!“

ob er sich der Mütter auf der Bundesterrasse, die in den ersten warmen Sonnenstrahlen des Frühjahres ihre Kinder spazieren führen, mit ein paar Versen erinnert:

„Und d'Mütter, die stölzele, was's ma verlyde,
en jederi meint sich und laht sich benyde;
vo all dene Burschli zäntum uf em Plaz
fyg juscht grad ihres der härzigscht Schach“.

ob vom „Lübefe“ oder vo de „Heimatschükler“ die Rede ist, überall freuen wir uns an dem köstlichen Humor, mit dem er seinen Gedanken Ausdruck verleiht, wobei auch Ironie und Tadel nicht zu kurz kommen.

Daß die Verse den Weg zu unsern Herzen so leicht finden, darf die Sprache als Hauptverdienst für sich in Anspruch nehmen. Sie ist einfach und klar, die Ausdrücke von einer sprechenden Anschaulichkeit. Und hierin liegt ja gerade ein großer Vorteil unserer eigentlichen Muttersprache, der Mundart, daß sie im Interesse der Klarheit komplizierte Wendungen und schwer verständliche Ausdrücke vermeidet. Diese Gedichte sind ein glänzender Beweis dafür — entgegen den Behauptungen mancher Sprachforscher —, daß auch die Mundart fähig ist, tiefsten seelischen Empfindungen und Gefühlen sinnvollen Ausdruck zu verleihen. Wie kalt und unpersönlich würden sich jene Zeilen doch in der Schriftsprache ausnehmen!

Ernst Balzli hat in anderer Form das zum Ausdruck gebracht, was die „Berner Woche“ seit 28 Jahren erstrebt, was sich die soeben ins Leben gerufene „Berner Zeitschrift für Geschichte und Heimatkunde“ ebenfalls als Aufgabe gestellt hat: Vertiefung und Verbreitung bernischer Eigenart und Kunst.

Kurz und gut: es ist ein Werklein, das vorab jedem Berner, aber auch jedem Freunde bernischer Art und Sprache großes Vergnügen bereitet, dem überdies unter den Erzeugnissen einheimischen Schrifttums ein Ehrenplatz gebührt! m. h.

*) Ernst Balzli: Bärn. Alfred Scherz Verlag, Bern, Fr. 2.50.